Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 27 (1951-1952)

Heft: 9

Artikel: Ich habe gelernt, wie viel man geben kann, ohne selbst etwas zu besitzen

Autor: Kübler, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071139

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich habe gelernt, wie viel man geben kann, ohne selbst etwas zu besitzen

VON ELISABETH KÜBLER

Dieser aufwühlende Erlebnis-Bericht zeigt, was ein junger Mensch, ganz auf sich selbst gestellt, zu leisten vermag, wenn sich bei ihm ein ergriffenes Herz mit Furchtlosigkeit und Tatkraft verbindet.

Für mich war der Sommer 1943 ein Sommer wie kein anderer. Ich war damals eben siebzehn Jahre alt geworden, und der Traum meines Lebens hatte sich erfüllt. Meine Eltern, deren Absicht es gewesen war, mich in einem Büro unterzubringen, damit ich später in die Fußstapfen des Vaters treten könnte, hatten ihren Widerstand aufgegeben, und ich war nun Laboranten-Lehrtochter in einer Klinik. Weil das Personal der Mobilisation wegen außer einigen dienstuntauglichen Männern nur aus Frauen bestand, wurden mir als Chemie-Lehrtochter sogar schon wissenschaftliche Arbeiten anvertraut. Es bedeutete für mich Seligkeit, Hauttalguntersuchungen und quantitative Bestimmungen von Fettsäuren vorzunehmen.

Ich fühlte mich dermaßen glücklich, daß ich sogar meine Freizeit zum größten Teil im Labor verbrachte. So war ich wieder einmal

an einem Sonntagvormittag von unserm Landhaus am See nach Zürich gefahren, um in meiner jugendlichen Begeisterung eine begonnene Arbeit zu beendigen, da ich am Montag eine neue beginnen wollte.
Während ich im Laboratorium über meinen Analysen saß, vernahm ich plötzlich einen völlig unsonntäglichen Lärm aus dem Baderaum und dem langen Korridor. Das Laufen und Rufen, das zu mir hineindrang, war so ungewohnt, daß ich meine Arbeit stehen ließ, um nachzusehen, was draußen vorging. Was ich sah, erschütterte mich im Innersten. Da standen und lagen vor dem Eingang der dermatologischen Klinik unerkennbar verschmutzt Hunderte von Flüchtlingen, Alte, Kranke, Kinder, die vor Durst und Hunger schrien, und Mütter, die erst unterwegs geboren hatten.

Liebe für ein ganzes Leben

Da stand ich nun in meinen weißen Schuhen und dem seidenen, blauen Sonntagskleid, auf das eine St.-Galler Stickerin übermütige Sommervögel gezaubert hatte. Meine Analysen waren vergessen. Ich schlüpfte in einen Labormantel und nahm Kind um Kind vor, um es zu entlausen und einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Ich entlauste Dutzende von Menschen und rieb sie mit Schmierseife ein, um sie von der elenden Krätze zu heilen, die ich bisher nur vom Hörensagen gekannt hatte. Da weinten ausgeweinte Augen, da zitterten alte Lippen unter meinen Liebkosungen, da schrien erschrockene, noch nie zuvor gebadete Kindlein. Stunden vergingen, es wurde Nacht. Ich hatte nicht nur mein Labor vergessen, sondern auch mein Versprechen, auf Mittag wieder oben am See zu sein. Erst mit dem letzten Zug fuhr ich nach Hause. Meine weißen Schuhe sahen übel aus, und mein blaues Kleid tropfte. Ich weiß nicht mehr, was meine Eltern sagten, die mich überall telefonisch gesucht hatten. In mir war eine Liebe erwacht, die mir reich genug schien, um ein ganzes Leben lang davon zu zehren.
Meine Laborantenlehre hatte ich mit der Absicht angetreten, mir die Mittel für ein späteres Medizinstudium selbst zu erarbeiten; es hätte mich nicht befriedigt, wie meine Geschwister einfach eine Mittelschule zu besuchen. Aber nun schien mir das Ziel, Menschen zu helfen, viel einfacher erreichbar: Die Flüchtlinge vor unserm Hause bedurften tätiger Liebe; sie brauchten Hände, die den Schmutz nicht scheuten, sie brauchten Lippen, die Trost spendeten.
Früh am Montagmorgen schlich ich mich aus dem Hause mit Mappen und Taschen voll von ausgetragenen Wäschestücken, mit Watte und Stoffresten. Die nächsten Tage vergingen mit Entlausen und Baden. Mein Laborchef suchte mich nie, obschon ich während zweier Wochen von der Arbeit fernblieb. Aber ich hatte eines Tages entdeckt, wie er mir mit verständnisvoll gütigen Augen zusah. Ich habe auch nach diesen vierzehn Tagen, als ich wieder mit meinem Chef arbeitete, nie mit ihm über meine Abwesenheit gesprochen. Hingegen holte ich die versäumte Arbeit doppelt und mehrfach nach.
Mein Chef war ein polnischer Jude. Eines Tages sagte der sonst so wortkarge Mann zu mir: «Solche Menschen brauchen wir in Polen!» Ich blieb stumm; aber in meinem Innern erwachte in diesem Augenblick der Plan, nach Abschluß meiner Lehre mitzuhelfen, das, was der Krieg zerstört hatte, wieder aufzubauen.
Die zwei noch verbleibenden Lehrjahre schienen mir, der die Chemie bisher alles bedeutet hatte, nun unerträglich lang. Neben meinem Beruf lernte ich in jeder freien Minute Sprachen. Ich nahm Ambulanzhelfer- und Kinderpflegekurse, ließ mich in die unvergleichlichen Haushaltkünste meiner Mutter einführen und machte mich auch mit dem Kühemelken vertraut. Meine Lehrzeitferien sparte ich zusammen, um sofort nach dem Waffenstillstand im kriegsversehrten Ausland helfen zu können.

Jenseits der Grenzen

Der große Tag kam, an dem die Glocken zur Feier der Waffenruhe läuteten. Schon am andern Morgen war mein Rucksack gepackt. Ich hatte meinem Chef mein Ferienguthaben vorgerechnet und meiner Familie begreiflich gemacht, daß mich nun nichts mehr zurückhalten könne.
Die Schweizerische Vereinigung für internationalen Zivildienst hatte im Departement Doubs in Frankreich unweit der Schweizer Grenze ein Lager organisiert. Das Visum bekam ich ohne alle Schwierigkeiten. An der Grenze zeigte ich stolz meinen Paß, in dem die Worte «Travaux de reconstruction» standen.
Die schweizerischen Zollbeamten nahmen es

sehr genau. Meine Sacharinbüchsen und die wenigen Lebensmittel, mit denen ich gehofft hatte, den Leuten im Lager am ersten Tag ein nahrhaftes Schweizer Essen vorzusetzen, wurden mir abgenommen. Das war eine kleine Ernüchterung. Dann kam der stundenlange Weg bis zum Lager. Er beeindruckte mich tief. Der Gegensatz zwischen den gepflegten schweizerischen Grenzorten und der Gegend, die ich durchwanderte, war zu groß. Die Äcker lagen brach und waren vom Unkraut überwuchert, zerschossene Tanks lagen am Straßenrand. Ruinen und Trümmer zeugten von ehemaligen Wohnstätten; aber es war kein Leben wahrnehmbar, und kein Laut verriet die Spur von Menschen oder Tieren. Riesige Trichter zeugten vom Werk der Bomben und Granaten. Hier lag eine zerrissene Uniformjacke, dort ein zerschossener Helm und ein vergessener Toter.

Als die am Horizont untergehende Sonne über das zerstörte Land einen fast festlichen Glanz ausbreitete, zeigten mir lange Kolonnen deutscher Gefangener, daß ich mich meinem Reiseziel, einem kleinen Dorf am Doubs, näherte. Dieses war während der letzten Kriegsmonate besonders gründlich zerstört worden. Dort hatten sich in einem zerfallenen Hause freiwillige Helfer aus verschiedenen Ländern zusammengefunden. Ein junger Bursche begrüßte mich stürmisch. Seit zwei Wochen fehlte eine Equipenmutter, so war ich nun vor allem als Köchin willkommen. Neunzehn Männer saßen eben an der Abendmahlzeit, als ich das Haus betrat: Franzosen, Engländer, Belgier und Schweizer, später kamen auch noch Vertreter anderer Nationen hinzu.

Die jungen Leute hatten die Aufgabe, vom Einbruch bedrohte Häuser zu flicken oder zu räumen und neue Wohnstätten aufzubauen. Mir, dem einzigen Mädchen, oblagen die Verpflegung der Leute, häusliche Arbeiten und der Krankendienst. Morgens fünf Uhr, wenn noch alle auf den dürftigen Strohsäcken schliefen, mußte ich auf Pilzsuche gehen und Wasser schöpfen. Vor der Hütte war ein bescheidener Holzherd improvisiert worden. Es hätte sich darauf ganz ordentlich kochen lassen, wenn trockenes Holz dagewesen wäre und, vor allem, wenn man etwas in der Pfanne gehabt hätte. Aber die Lebensmittel mußten täglich von den beiden Jüngsten der Gruppe in Velostreifzügen von bis zu 50 km im Tag aufgestöbert werden. Zum Schönsten gehörte der Kontakt mit der Bevölkerung. Zuerst verhielt sich diese etwas schüchtern und mißtrauisch. Doch nach und nach gingen die Leute aus sich heraus. Der Bürgermeister des Dorfes unterstützte uns auf jede Weise, und manche der Frauen brachten uns Kartoffeln oder gar einen Früchtekuchen. Nach kurzer Zeit hatte ich mich ans Kochen und Haushalten so gewöhnt, daß ich Zeit fand, daneben zu lernen, wie man noch brauchbares Baumaterial von ausgebranntem unterscheidet. Wenig später half ich auch als Schreiner, Zimmermann und Dachdecker mit. Die Leute im Dorfe fanden an unserer Arbeit Gefallen und griffen bald tatkräftig ein. Unsere Unternehmungslust steckte manchen an, der jede Aufbauarbeit bisher für sinnlos gehalten hatte. Jeden Morgen früh, während ich das Frühstück kochte, zogen Kolonnen deutscher Kriegsgefangener vorbei, deren Aufgabe es war, Minen zu entladen. Jeden Abend fehlte einer, der in die Luft geflogen war. Die Gefangenen bekamen später zwar modernere Minensuchgeräte; aber diese hatten wieder den Nachteil, auf Holzminen nicht zu reagieren. Erst als wir uns freiwillig meldeten, bei der Entminung der Felder mitzuwirken, wurden die Vorsichtsmaßnahmen endgültig besser.

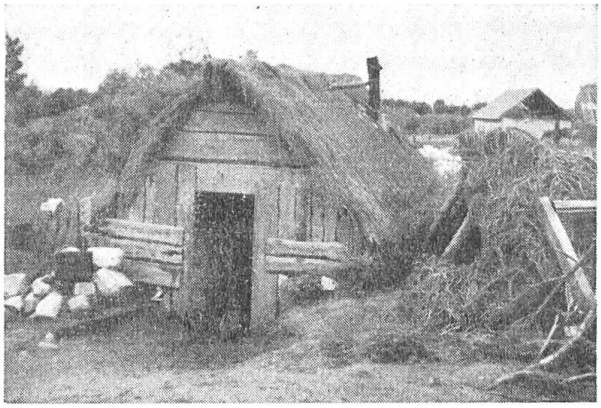
Unvergeßlich wird mir der Morgen bleiben, an dem ich Abschied nehmen mußte, weil meine Ferien zu Ende waren. Das halbe Dorf hatte sich zusammengefunden. Frauen weinten, und alte, abgearbeitete Männer drückten mir stumm die Hand. Viele begleiteten mich stundenweit. Am schwersten schien mir der Abschied von meinen Lagerfreunden, von denen manche hier monatelang gehungert und gearbeitet hatten, ohne an eine Entschädigung zu denken. Hier habe ich gelernt, wieviel man geben kann, ohne selbst etwas zu besitzen.

Ein Berg wird abgetragen

Als ich im Jahre 1947 mit meinem Diplom als Chemielaborantin in der Tasche an meiner Stelle am Kantonsspital, wo ich an der Medizinischen Klinik und an der Augenklinik wissenschaftliche Arbeiten ausführen durfte, genügend Geld verdient hatte, um meine Steuern, die Krankenkasse und den Zahnarzt zu bezahlen, entschloß ich mich, wieder in den Dienst eines Aufbauwerkes zu treten. In meinem Rucksack, der größer war als ich, lagen neben den wenigen Wäschestücken vorwiegend Medi-

kamente, Verbandmaterial, etwas Werkzeug, Nähutensilien, Schnüre und allerlei andere kleine, praktische Dinge.
Mein Weg führte mit Autostopp über Metz und Paris nach Boussu-Bois in Belgien. Dort hatte der Zivildienst ein Lager organisiert. Dreißig Freiwillige trugen die Spitze eines Kohlenabfallberges ab, um oben in kohlenstaubfreier Luft einen Spiel- und Sportplatz für die Bergwerkskinder zu bauen. Ich wurde mit zwei andern Frauen zur Köchin auserkoren. Abwechslungsweise gingen wir aber auch pickeln und schaufeln und schleppten Schubkarren. Die Anteilnahme der Bevölkerung war rührend. Wenn ich um zehn Uhr mit dem Znünikorb unserm «Berg» entgegenging, öffneten sich überall die Türen, da wollte man mich zu einer Tasse Kaffee einladen und dort zu einem Biskuit.
In monatelanger Arbeit wurden von sechzig Freiwilligen aus zwölf Ländern 3000 m³ Erde und Fels abgetragen. Heute spielen dort Knaben und Mädchen in frischer Luft, die sich früher in kohlenstaubschwarzer Atmosphäre tummeln mußten.

Ich molk Kühe in Schweden


So hausten Familien mit 5 Kindern in Polen

Menschen gesucht

Meine Absicht war gewesen, nach zwei Monaten wieder nach Hause zurückzukehren; aber ein schwedischer Freund erzählte mir so viel von der Flüchtlingsarbeit in seinem Lande, daß ich zusagte, ihn noch vor Jahresende in einem schwedischen Lager wiederzusehen. Eine kleine, schwarze Polin hatte mich so inbrünstig gebeten, auch etwas für ihre Heimat zu tun, daß ich auch ihr zusagte, vor allem, weil ich mich an meinen frühern Chef am Kantonsspital erinnerte und inzwischen an einer Privatschule etwas Polnisch verstehen gelernt hatte. Aber auch amerikanische Quäker, die sich unter den Mitarbeitern in Boussu-Bois befanden, forderten mich auf, an ihren Hilfswerken teilzunehmen. Schließlich hatte ich so viele «Einladungen», daß ich ohne Schwierigkeiten eine ganze Weltreise hätte unternehmen können. Das ging gegen meine Absichten, immerhin entschloß ich mich, vorläufig meine Wanderschaft fortzusetzen.
Ich stand also wieder auf der Landstraße, die ich schon so gut kannte. Moderne Amerikaner Autos nahmen mich mit, kleine Fuhrwerke wechselten mit rasend dahinsausenden Motor-

Als Maurer in Polen ↑

Meine Patienten

rädern und langsamen, aber weite Strecken fahrenden Lastwagen. Großzügige, anmaßende und grobe Menschen lernte ich kennen. Wenn dann der Abend kam, nahm ich Abschied von meinen jeweiligen Begleitern und suchte mir an einem Waldrand im Gebüsch oder in einer leerstehenden Hütte ein Schlafplätzchen. Da hatte ich mich wieder einmal irgendwo in meine Decke eingehüllt und war kaum eingeschlafen, als mich ein warmer Hauch aufweckte. Ich glaubte, mein Herz stehe still, ich sah im fahlen Mondlicht etwas riesig Großes neben mir, das sich bewegte. Und da näherte sich noch ein zweites Riesenwesen. Mit einem Satze sprang ich auf. Da erkannte ich dann allerdings, daß es sich nur um zwei friedlich weidende, neugierige Kühe handelte.

In Hamburg arbeitete ich eine Zeitlang in den Baracken des Schwedischen und Dänischen Roten Kreuzes, um das Geld für meine Überfahrt nach Schweden zu verdienen. Als ich nicht mehr so recht arbeitsfähig war, weil mir eine Beinbrandwunde, die ich mir in Boussu-Bois zugezogen hatte, immer mehr zu schaffen machte, schiffte ich mich über Dänemark nach Schweden ein. In Malmö mußte ich mich in Spitalpflege begeben. Kaum war ich wieder richtig auf den Beinen, fuhr ich nach Stockholm weiter. Dort arbeitete ich in einer schwedischen Hilfsorganisation, besuchte daneben Sprach- und praktische Kurse und befaßte mich mit dem Problem der Arbeitstherapie für Kranke. Nebenbei nahm ich an einem Kurse teil, der mich für Hilfsarbeit in Finnland vorbereiten sollte; aber kurz bevor ich bereit war, die Reise nach Finnland anzutreten, erreichte mich eine telegrafische Bitte aus Warschau, möglichst rasch nach Polen zu kommen. Die Quäker hatten dort ein großes Lager eingerichtet und brauchten nun Leute, die etwas Polnisch sprachen und über Erfahrungen in andern Hilfswerken verfügten.

Wie glücklich war ich, nun mein Versprechen, das ich vor fünf Jahren meinem ersten Chef gegeben hatte, erfüllen zu können! Bis das Visum eintraf, das mir die amerikanischen Quäker besorgten, arbeitete ich bei einem Bauern südlich von Stockholm, molk Kühe und mähte Gras im Stundenlohn, um mir das Geld für meine Polen-Reise zu verdienen. Da es nicht leicht war, von meinem kargen Lohn etwas zurückzulegen, schlief ich während dieser Zeit unter freiem Himmel und beschränkte meine Nahrung auf das Allernotwendigste.

Der Weg hinter den Eisernen Vorhang

In Trälleborg nahm mich, als es so weit war, ein polnischer Dampfer auf, um mich für wenige Kronen über das Baltische Meer zu fahren. Außer mir befanden sich nur wenige Passagiere an Bord, einige Geschäftsleute, ein Mormone und ein paar schwer bestimmbare Gestalten. Ich reiste Zwischendeck und suchte mir nun einen guten Platz, um die Nacht zu verbringen, in der ich den Eisernen Vorhang überschreiten sollte. Anfänglich umkreisten noch ein paar Möwen das Schiff, und die wenigen Menschen schlichen umeinander herum, wie wenn sie sich beschnüffeln wollten; dann zogen sie sich zurück. Ich fand auf dem Deck eine Bank, legte meinen Rucksack unter den Kopf, wickelte mich in meine Decke ein und versuchte zu schlafen. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich. Ich sah neben mir einen großen, erschreckend magern Mann knien und fühlte, wie er mit zarten Händen über meine Haare strich. Da ich seine Bewegungen eher als schüchtern denn als aufdringlich empfand, schloß ich die Augen sofort wieder und tat, als ob ich weiterschlafen würde, und versank bald wirklich wieder in Schlaf. Am andern Morgen fand ich die lange Gestalt neben mir am Boden ausgestreckt. Leise schlich ich mich davon.

Als das polnische Land sichtbar wurde und ich mit meinem Gepäck auf Deck stand, wie wenn ich schon die nächsten fünf Minuten aussteigen müßte, fragte ich mich bang, ob ich mich nun wohl wirklich in der fremden Sprache verständlich machen könne. Ein Matrose half mir nach der Landung mein über fünfzig Kilo schweres Gepäck zum Ausgang schleppen, und wie ich meinen Schweizer Paß vorwies, tönte mir vom Zollbeamten das so gut bekannte «dobrze, dobrze» (gut, gut) entgegen. Ich durfte die Landungsbrücke überschreiten, ohne meine Sachen auch nur gezeigt zu haben.

Im Hafen befand ich mich plötzlich in einem Gewirr von Menschen. Knaben umringten mich, die mein Gepäck abnehmen wollten, Kutscher anerboten sich, mich zur Bahn zu fahren. Das begriff ich wohl, gleichzeitig erkannte ich aber zu meiner Enttäuschung, daß ich, die ich mir eingebildet hatte, Polnisch zu verstehen, außer «dobrze» zunächst kein Wort dieser Sprache verstand.

Ich schleppte mein Gepäck in der Richtung,

welche die meisten Menschen einschlugen. Meine Erwartung erfüllte sich, ich kam endlich zu einem Bahnhof. Dieser sah aus wie ein orientalischer Markt. Neben mir am Boden saß eine fast greisenhaft aussehende Frau, die einen Säugling stillte; um sie herum sprangen fünf kleine Kinder, die sie am Kleide zerrten. Männer mit großen Körben verhandelten laut und mit vielen Gebärden vermutlich den Preis ihrer Ware. Eine Zigeunerfamilie hatte sich um eine Bank herum versammelt und begann eben das Abendessen zuzubereiten. Ich kam mir vor wie ein verlorener Vogel.

Der Lärm war dermaßen groß, daß man kaum die herannahenden Züge hörte. Diese waren so überfüllt, daß Passagiere auf den Dächern lagen, andere auf den Puffern standen und die Leute versuchten, sich nicht nur durch die Türen, sondern auch durch die Fenster Eingang zu verschaffen.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich anstellen mußte, um einen Wagen nach Warschau zu erwischen. Es wurde dunkel, die Menschenmenge schien immer größer zu werden. Viele schliefen auf dem Perron, ohne sich vom Lärm der Menschen stören zu lassen und dem Geschnatter der Enten und Gänse und dem Gegacker der Hühner, die, in Körben verstreut, reichlich vertreten waren.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein paar französische Worte, allerdings in einem recht fremdländischen Akzent. Ich drehte mich um und sah zwei bärtige Männer von unbestimmbarem Alter. Der eine sagte: «Wir wollen eine internationale Familie gründen», und nahm den andern, der etwas verwirrt und eingeschüchtert aussah, freundlich am Arm. Da schien auch meine Rettung zu liegen. So ließ ich die beiden Gestalten nicht mehr aus den Augen und drängte mich mit meinem Gepäck hinter ihnen her. Bald gesellten sich ein dritter und ein vierter zu der Gruppe, und in dem letztern erkannte ich zu meiner Überraschung meinen nächtlichen Beschützer vom Schiff her.

Züge kamen an und fuhren weiter. Schließlich nahm ich allen meinen Mut zusammen, trat zu der Gruppe und fragte auf Französisch, ob sie mich in ihre Familie aufnehmen würden, ich sei Schweizerin und müßte noch in dieser Nacht nach Warschau. Mit großer Herzlichkeit wurde ich in ihrem Kreis willkommen geheißen.

Meine neuen Kameraden stellten sich später vor; es waren alles bekannte Gelehrte, ein Astronom, ein Naturwissenschafter, ein Arzt und ein Physiker. Jeder kam aus einem andern Lande, der eine aus Rumänien, der zweite aus der Tschechoslowakei, der dritte aus Ungarn und der vierte aus Jugoslawien. Sie hatten in Stockholm einen wissenschaftlichen Kongreß besucht und befanden sich nun auf der Heimreise.

Der Ungar war beinahe zwei Meter groß und schrecklich mager. Wir bestimmten deshalb ihn, uns bei der nächsten Ankunft eines Zuges Platz zu ergattern. Als wir das Rollen eines herannahenden Zuges hörten, war er auch schon verschwunden. Behende wie ein Affe schwang er sich auf ein Dach und forderte uns triumphierend auf, die luftigen Sitze ebenfalls einzunehmen. Ich wurde von dem Rumänen mitsamt meinem Gepäck in die Höhe gezogen. Kaum oben, fuhren wir los. Wir saßen, um uns zu schützen, mit eingehängten Armen, in der Mitte des Kreises befand sich unser Gepäck. Es windete so stark, daß es mir schien, als ob ich überhaupt keine Kleider mehr anhätte. Wir duckten uns tief gegen das Dach und hielten uns fest umklammert. Keiner sprach ein Wort. Als der Zug in Gdansk (Danzig) anhielt, waren wir völlig erschöpft und durchfroren. Unser Ungar setzte zu einem Sprung an, und schon war er weg. Er hatte mit seinen Sperberaugen entdeckt, daß neue Wagen angehängt wurden. Etwas weniger elastisch kletterten wir ebenfalls hinunter und liefen ihm nach. Kaum saßen wir in einem Abteil, fuhr der Zug weiter in die Nacht. Fünfzehn Stunden später kamen wir in Warschau an und nahmen voneinander wie Brüder Abschied.

Warschau

Als ich in der Bahnhofhalle stand und in meinen Papieren nach der Adresse der amerikanischen Quäkerzentrale suchte, hieß mich plötzlich ein junger Mann mit breitem Amerikanisch-Englisch willkommen. Er stellte sich als Sekretär der Organisation in Polen vor. Auf meine verwunderte Frage, wie er mich erkannt hätte, lachte er nur fröhlich und meinte, ich sei schon genügend bekannt, um mich nach Beschreibungen zu erkennen. In einem Jeep wurde ich in halsbrecherischer Fahrt zum Büro der Quäkerzentrale gefahren. Dort empfingen mich hübsche Amerikane-

rinnen. Mit Mißbehagen betrachtete ich deren rote Fingernägel. Was erwarteten so elegante Geschöpfe hier in einem Lande, das in Trümmern lag? Was konnten sie leisten? Meine Meinung über diese Mädchen hat sich aber später gründlich geändert. Ich habe gesehen, wie diese als Maurer arbeiteten, wie sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in der Stadt pflegten, in Lehmlöchern Kranke umsorgten und harte und unsaubere Arbeiten verrichteten.

Am Nachmittag führte mich ein junger Australier kilometerweit im Jeep durch Ruinen, Steine und Trümmer. Unter diesem Schutte lebten damals 300 000 Menschen. Wie und wo konnte man nicht sagen. Man wußte nur, daß sie da waren, und sah hier und dort an einem aus den Steinen emporsteigenden Räuchlein, daß da Lebewesen kochten und heizten. Wohl war das Zentrum der Stadt wieder aufgebaut, wohl stand dort das vornehme Hotel Pologna mit den neuesten Modellen herrschaftlicher Autos verschiedener Länder davor. An den Hauptstraßen waren die modernsten Läden aufgebaut, alle nur einstöckig. Hinter diesen Fassaden baute man weiter. Autobusse und Trams, Kutschen und Taxis besorgten den Verkehr, und in kleinen, improvisierten Ständen priesen kleine, dicke Frauen Blumen, Früchte und Zeitungen an. Aber was ich außerhalb des Zentrums der Stadt in stundenlangen Märschen oder Jeepfahrten gesehen habe, ist unbeschreiblich. Gerippe lagen damals noch offen herum, und Kinder spielten mit Totenköpfen Fußball. In Nowy Swiat, einem Quartier, das nicht weit von der Weichsel entfernt liegt, sah ich einer Gruppe Menschen zu, die ihre Stadt aufbauten. Ganze Schlangen von Männern und Frauen, Kindern und Greisen hatten sich da freiwillig getroffen, um ihr geliebtes Warschau wieder aufzubauen. Sie bildeten lange Ketten und reichten sich Stein um Stein, Kinderhände neben runzligen Großmutterhänden. Ich schaute zu, bis ich mich schämte, untätig dabeizustehen, und mich auch in die Reihe stellte, Steine nahm und sie weiterbot.

Wir bauen auf

Am andern Tage nahm ich Abschied von Warschau und fuhr Richtung Lublin nach meinem neuen Arbeitsplatz. Wir blieben oft in Sand und Schlamm stecken. Von den riesigen Föhrenwäldern, die hier einst standen, sah man nur noch die Baumstrünke, alles andere war zerschossen. In den Dörfern mit den weißen, strohbedachten Kalkhütten blickten uns die vielen Kinder halb erschrocken, halb erstaunt nach. Bald schlief ich ein und hörte bloß noch wie von fern das Geknatter des Wagens. Wenn ich meine Augen für einen Moment öffnete, sah ich mich in einer Heide voll von roter Erika.

Die Nacht verbrachten wir in einem von den

Richtiges Schweizerdeutsch

Dr Halb-Glarner seit	Dr irecht Glarner
Dr Vatter het mitt em gschumpfe.	Er het em vatterländisch d'Meinig gseit, abkanzle, alli Schand säge, d'Lefiite abelese.
Usfüehrli erzelle.	E Wiits und e Breits mache.
Er schätzt ne nüd.	Er het nüd vil uff em.
Das ischt halt e riiche Maa.	Der hets und vermags, het e Schübel Gelt.
Under alle Umstände.	Und wänns Chatze haglet.

Glarner Sprachschuel

Quäkern organisierten Lager. Hier bauten etwa 15 Freiwillige ein Dorf auf. In der Baracke war es mir zu heiß. Ich schlief in einem Feldbett im Walde. Am frühen Morgen wurde ich durch das Singen meiner Kameraden, die sich zur Morgenmeditation begaben, geweckt. Noch etwas schlaftrunken setzte ich mich in einen Kreis von Menschen aller Nationen und Rassen. Ich fühlte mich fremd und wußte nicht, was ich mit diesem minutenwährenden Schweigen tun sollte. Dann unterbrach plötzlich ein Quäker die Stille, hieß mich als Neuangekommene willkommen und erklärte mir in einigen Worten den Sinn dieser Meditation. Aber erst viel später, mitten in meiner verantwortungsvollen Arbeit erlebte ich die Kraft, welche diese Minuten der Sammlung und der Zusammengehörigkeit gaben, trotz allem Elend und aller Krankheit, der wir begegneten, dennoch froh zu sein.

Zwei Tage später erreichten wir den Ort, wo man mich hinbefohlen hatte. Das kleine Dorf auf unfruchtbarer, sumpfiger Erde war in der Statistik als 100 % zerstört aufgeführt. In der Tat sah man kein einziges Haus, keinen Baum, keinen Strauch. Nur vereinzelte Strohdachhäuschen verrieten, daß hier Menschen wohnten. Ausgehungerte Gerippe von kleinen Pferden zogen müde und traurig ihre Karren. Alte Frauchen mit weißen Kopftüchern hüteten ein paar magere Kühe. Nur die Kinder waren fröhlich wie überall und sprangen lachend um unsere Arbeitsplätze und um unser Zeltlager am Ufer des Flusses. Hier hatten sich ein paar Dutzend Amerikaner, Australier, Engländer, Skandinavier, Belgier und Schweizer zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden. Wir bauten ein Schulhaus aus einer ehemaligen Militärbaracke und kleine Häuser für die kinderreichsten Familien. Jeder und jede bekam die Arbeit nach Eignung und Bedarf zugeteilt. Bald mußte ich neun Stunden im Tag Nägel aus Brettern ziehen, bald war ich Lagerköchin an einem improvisierten Kochherd mit zwei Löchern, an dem ich für mehr als fünfzig junge Menschen kochte. Nach vierzehntägiger Schweizer Küche löste mich eine Finnländerin ab, und ich wurde «nach Sibirien», auf den Bau, dirigiert. So nannten wir den schlimmsten Arbeitsplatz der Gegend in einer arg verminten Heide. Die Sonne brannte erbarmungslos auf meinen müden Rücken, und das Steineschlagen schien mir die strengste Arbeit der Welt. Später lernte ich kunstgerecht Kalk, Sand und Wasser mischen, Steine auf Steine legen und den Mörtel dazwischenstreichen. Meine erste Woche bei dieser Arbeit war wohl die strengste meines bisherigen Lebens. Die Menschen in unserm «Dorf» lebten zum größten Teil in Lehmlöchern unter der Erde. Oft befanden sich in einem Loche Familien mit zehn und mehr Kindern, samt Hühnern, Enten und Gänsen. Von Gesundheitspflege war natürlich hier keine Spur zu finden. Weit und breit fehlte die Hebamme, der Arzt und eine Klinik. Wir beschlossen daher, in einem der Strohdachhäuschen, das uns eine alte Witwe als Dank für unsere Arbeit vermacht hatte, eine Erste-Hilfe-Station einzurichten. Nun war ich froh um die Medikamente, Spritzen und das Verbandmaterial, das ich Tausende von Kilometern aus der Schweiz bis hierher getragen hatte.

«Pani-Doktur»

Wir richteten unsere Praxis mit zwei Medizinstudentinnen ein, die bereits in den Kliniksemestern standen und vom Kriege her über viele Erfahrungen verfügten, da beide in Kriegslazaretten gearbeitet hatten. Sie kamen mir oft roh und herzlos vor, und doch bewunderte ich ihr Können, ihre klaren Diagnosen und ihre Kühnheit bei chirurgischen Eingriffen. Anfänglich kamen nur wenige Patienten aus der nächsten Umgebung. Nach fünf Tagen jedoch hatten wir schon fünfzig Kranke täglich, ohne die Hausbesuche zu rechnen, mit der Hanka, die ältere der Studentinnen, beinahe Tag und Nacht beschäftigt war. Inzwischen hatte uns das Gesundheitsministerium Kisten mit allem Nötigsten zugeschickt.

Mit der Zeit kamen ganze Familien, auf armselige Karren gebettet, zu uns: Tuberkulöse, Syphilispatienten mit Eitergeschwüren, nicht behandelte Kriegsverstümmelte. Typhuskranke erhofften von uns Hilfe, weil ihnen entweder das Geld fehlte, um in die Stadt zu einem Arzt zu fahren, oder weil sie die Spitäler nicht mehr aufnehmen konnten.

Nachts fuhren wir oft in einem Jeep mit den allerdringendsten Notfällen in die Spitäler von Lublin und Radom. Nicht selten mußten wir die armen Geschöpfe wieder zurücknehmen, weil einfach kein Raum mehr vorhanden war. Manche von ihnen starben dann unterwegs.

Wir waren uns wohl bewußt, daß das, was wir

leisten konnten, sehr unvollkommen war. Immerhin gelang es uns, Hunderten von Menschen erste Hilfe zu leisten, Schwerkranke noch rechtzeitig in Spitäler zu überführen. Kranke, die für die Umgebung gefährlich waren, wurden isoliert, Geschlechtskranke aufgeklärt, Typhuskranke wenigstens mit den dringend notwendigen Herzmitteln behandelt. Krätzekranke Kinder mußten nicht mehr tagelang ihre zuckenden Körper aufkratzen, sie wurden geheilt.

Wir verfügten natürlich in unserm Zimmer über kein fließendes Wasser. Mit den zwei Spritzen, die ich aus der Schweiz mitgenommen hatte, spritzten wir den ganzen Tag. Ein kleiner, tüchtiger Junge unterhielt ein Feuer neben der Hütte, ein älterer lief nach jedem Gebrauch der Spritze an die Weichsel, spülte sie und kam mit frischem Wasser zurück. Die Spritzen waren bald so versandet, daß man sie kaum mehr brauchen konnte.

Einmal befand ich mich allein in der Praxis. Draußen vor dem Hüttchen saßen und standen etwa vierzig Menschen, Frauen, ihre Säuglinge vor die Brust gebunden, alte Leute, ganze Familien auf ihren Wagen, sie warteten geduldig stundenlang. Eine nach der andern ließ ich herein, fragte sie nach ihrem Übel, öffnete die Verbände, verband eiternde Wunden, die vorher mit Lehm ausgestopft und mit Blättern bedeckt waren. Es brauchte oft eine große Überredungskunst, den Menschen den Glauben an diese Naturmittel zu nehmen, die ihnen oft nur Blutvergiftungen und Schaden zufügten.

Manchmal war es schwierig, den einfachen Leuten zu erklären, wie sie gewisse Mittel nehmen mußten. Rare Augentropfen, die ich einem Mann gab, schien er am andern Tag schon aufgebraucht zu haben. Es stellte sich heraus, daß er sie getrunken hatte. Medikamente, die einen Monat hätten reichen sollen, wurden in einem Tag gebraucht, weil die Patienten glaubten, auf diese Weise schneller gesund zu werden. Viele unserer Kranken konnten nicht lesen. So mußte ich jeden Abend ein paar Dutzend Zettel zeichnen, mit einer aufgehenden, einer hochstehenden und einer untergehenden Sonne. Darunter zeichnete ich jeweilen die Anzahl der Tabletten oder Tropfen und den Ort, wo sie verabfolgt werden mußten.

Eines Nachts, als ich mich eben am Ufer des Flusses etwas abseits vom Lager zur Ruhe gelegt hatte, wurde ich von einer alten Frau geweckt. Sie trug ein kleines Bündel im Arm, ein todkrankes, kleines Knäblein mit fieberheißen Backen und glänzenden, fragenden Augen. Ich stand auf, kleidete mich an und begleitete die bisher Stumme zu unserm Ambulatorium. Dort erklärte sie mir, daß von ihren vierzehn Kindern dreizehn von den Deutschen umgebracht worden seien, und das einzige ihr verbliebene Kind sei nun krank. Deshalb sei sie den ganzen Tag gewandert, um die «Pani-Doktur» zu finden, von der man sich so viel erzähle. Ich sah bald, daß das Kind schwer krank war, aber erst, als ich die roten Bläschen an den Zungenrändern entdeckte, wußte ich, daß ich einen Typhus vor mir hatte.

Unser Jeep befand sich nicht im Lager. Es blieb mir also nur übrig, in der kalten, stürmischen Nacht nach Radom zu gehen, wo das Kind gerettet werden konnte. So wanderten denn die Mutter und ich durch die Nacht und trugen das arme Geschöpfchen abwechslungsweise. Kein Mensch begegnete uns auf dem mühsamen, einsamen Weg, auf dem wir gegen Regen und Sturm um das Leben dieses Kindes liefen.

Einige Wochen darauf lag neben meinem Schlafplatz ein kleines Bündel mit einem zerknitterten Zettel. Auf diesem stand in schwerfälligen Buchstaben: «Eine Handvoll gesegneter polnischer Erde. Als Dank von Frau Lenkiewicz, deren einziges Kind Sie gerettet haben.»

So wußte ich, daß der kleine Janek lebte. Ein Menschenleben — eine Handvoll Erde. Zwei recht verschiedene Geschenke! Und dennoch, die Erde hat mir wirklich Glück und Segen gebracht. Sie hat mir den Weg in die Zukunft gewiesen und mir gezeigt, daß ich Ärztin werden müßte, um noch recht vielen Müttern ihre Kinder zu retten.

Nach drei Monaten erkrankte auch ich an Typhus.

*

Die Verfasserin kehrte nach ihrer Heilung in die Heimat zurück. Dort nahm sie ihre Arbeit am Kantonsspital Zürich wieder auf und besuchte gleichzeitig das Abendgymnasium. Im Jahre 1951 bestand Elisabeth Kübler die Matur und studiert nun Medizin. Den Lebensunterhalt verdient sie durch wissenschaftliche Arbeit am Spital und Nachhilfestunden.